

# Rebmann's Reise nach Kadiaro im Teita-Land

(Quelle: Reisen in Ost-Afrika, ausgeführt in den Jahren 1837-55, zusammengestellt von Dr. J. L. Krapf, Teil 2 ab Seite 3 – Ausgabe 1858)

Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten, die uns vor allem die Habsucht und Bettelei, sowie auch der politische Verdacht der Suaheli und Wanika in den Weg gelegt hatte, konnte ich endlich in der Nacht des 14. Oktober 1847, als der Mond etwas zu scheinen anfang, die Reise antreten. Dr. Krapf hatte mich ermuntert, allein zu gehen, da er um seines Brustleidens willen fürchtete, nicht fähig zu sein, den hohen Berg hinaufzusteigen, auf dem allen Berichten zufolge die Leute von Teita ihre Wohnungen errichtet haben sollten. Ich war begleitet von 6 Wanika und 2 Muhamedanern, von denen einer unser Sprachenlehrer war. Beide letztere waren hauptsächlich der wilden Tiere wegen, mit Flinten bewaffnet, während von den Wanika jeder seinen Köcher und Bogen, einige auch ein Schwert bei sich trugen. Fünf von ihnen waren zum Tragen der notwendigsten Lebensmittel und eines Bettes, das aus einer Matte, einem Leintuch und einem Teppich bestand, auf dem Weg durch die Wildnis bestimmt. Der sechste, ein alter Manika, der ein halber Muhamedaner geworden war, und nicht wenig das Aussehen eines Zauberers hatte, wie alle Karawanenführer es sind, war zum Führer bestimmt. Da er sehr leidend war, so hatten wir ihm abgeraten, sich den Beschwerlichkeiten einer solchen Reise auszusetzen und schon einen anderen Führer erwählt; er aber, gereizt von dem dabei zu erhaltenden Lohn, machte sich mit seinem Sohn, der einer von den Trägern war, dennoch auf den Weg, kam aber nicht mehr zurück, sondern starb auf dem Rückweg, den er erst antrat, nachdem ich mit den übrigen Leuten schon wieder eine Zeit zu Hause gewesen war. Wie er auf dieser Reise seine Zaubereisünden noch ins Gericht gezogen und einen Strahl des Evangeliums in sein Leben gefallen war, wird der Verlauf dieses Reiseberichts zeigen.

In jener Nacht vom 14. Oktober ging ich nur etwa 1 ½ Stunden weit nach einem Ort in Wakamba-Land, der Schikarako genannt und von der kleinen Karawane als ihr Versammlungsort bezeichnet worden war, von wo wir dann am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang, als sich meine Leute alle eingefunden hatten, aufbrachen und sogleich einige kleine Weiler der Wakamba passierten, die von Nomaden bewohnt sind, welche letztere aber hie und da auch schon angefangen haben, das Land zu bauen. Wir gingen zuerst über ein ziemlich ebenes und sehr grasreiches Land, nach

etwa 1 ½ Stunden aber kamen wir auf eine Landstrecke, die eine mehr wellenförmige Gestalt darbot, und weniger mit Gras als mit Büschen und einzelnen verkrüppelten Bäumen bedeckt, aber nirgends angebaut war, sondern nur den Wakamba zum Weideland diente. An diesem Tage (den 15. Oktober) legten wir nur eine kurze Strecke Wegs zurück, indem wir mehrmals in unserm Lauf aufgehalten wurden. Das Land gehörte noch dem Duruma-Stamm an. Einmal gingen mehrere meiner Leute nach Schikarako zurück, wo einer von ihnen sein Schwert vergessen hatte, das nun aber schon von einem benachbarten Emkamba aufgegriffen worden war, der es ihnen nicht mehr ohne eine gewisse Belohnung zurückgeben wollte, sondern sich zum Kampfe bereit machte. Um diesen zu verhüten, versprach ich, dem Emkamba die verlangte Belohnung, die nur gering war, zu geben, und so entschloss sich der betreffende Mnika, den Weg ohne sein Schwert zu machen. Ein anderes Mal sah einer der zwei Teita-Männer, die sich zur Rückkehr in ihre Heimat an uns angeschlossen hatten, einen Vogel von der Linken zur Rechten über den Weg fliegen, was für sie ein böses Zeichen war, und eine lange Verhandlung zwischen den Teitas und den Wanika nach sich zog, deren Resultat war, dass die Teita-Leute wieder nach Rabbai zurückkehren wollten. Als ich das erfuhr, redete ich sie also an: Was ihr tut ist Finsternis; die Vögel wissen und verstehen nichts, und Gott offenbart seinen Willen nicht durch die Vögel, sondern (meine Bibel aus der Tasche ziehend) durch dieses Buch. Hier steht geschrieben, dass, wer Gott um seine Bewahrung anfleht, den wird er auch bewahren. Wenn ihr es daher lasset, auf die Vögel zu sehen, und wenn ihr Gott vertrauet, so wird es ihm Wohlgefallen. Diese Worte hatten sogleich den erwünschten Erfolg; sie ergriffen ihre Lasten und machten sich wieder auf den Weg. Bald nachher kamen wir an einen Wasserbach, wo wir ausruhten, und so ich dann noch weiter mit ihnen über das Vorgefallene sprach. Sie sagten: meine Worte seien Geri, d.h. Wahrheit. Einem derselben suchte ich zugleich einen Begriff vom Schreiben beizubringen, damit sie nicht so viel Verdacht hegen sollten, wenn sie mich schreiben sahen. Wir gingen noch eine kleine Strecke, bis wir nahe zu dem Wanika-Dorf Engoni des Stammes der Duruma kamen, die von den Sklaven der Portugiesen abstammen sollen. Hier hielten wir unter einem Baum im Walde unser Nachtquartier. Mit Tagesanbruch machten wir uns wieder auf den Weg, und passierten nach etwa einer Viertelstunden Engoni, das aus zwei Abteilungen besteht, von denen jede mit einem heckenartigen Gebüsch umgeben war, und etwa 10-15

Hütten enthielt. In der Nähe sahen wir große Viehherden; doch bauen diese Leute neben ihrer Viehzucht mehr das Land, als dies bei den Wakamba der Fall ist.

Hier sah einer der Teita-Leute wieder einen Vogel über den Weg fliegen, was sie jetzt bewog, wirklich zurückzukehren. Ich selbst war schon eine Strecke voraus gegangen, ehe ich die Sache erfuhr, und wollte nun nicht mehr zurückkehren, um mit ihnen zu reden, zumal da ich dachte, sie möchten noch irgend einen anderen Grund haben, der sie zur Rückkehr bewog. Nach einem Marsch von etwa vier Stunden über steiniges, nur wenig Vegetation darbietendes und völlig unangebautes Land kamen wir nach Endungu, welcher Name nicht ein Dorf, sondern die ganze östliche Grenze einer Wüste bezeichnet, die sich von hier an bis nach Teita im Westen volle 20 Stunden ausdehnt. Von ihrer Ausdehnung von Süden nach Norden habe ich noch keine genaue Vorstellung; sie muss sich aber wenigstens 2-3 Tagreisen (also 20-30 Stunden) bis ins Galla-Land erstrecken. Die Wüste bildet eine große Ebene, die in ihrer östlichen Hälfte etwas wellenförmig ist, während die westliche Hälfte eine vollkommene Plattform darbietet. Da man in Endungu einige hundert Fuß über der Wüste steht, so hat man von hier aus eine prächtige Aussicht über ihre ganze Ausdehnung von Ost nach West, in deren Hintergrund die Berge von Teita sich zu einer Höhe von 4 bis 5.000 Fuß emporheben.

Da man mit Endungu in die eigentliche Wüste (oder vielmehr Wildnis) eintritt, die bis in die letzte Jahre durch die Wakuafi und Galla sehr unsicher gemacht worden war, so ist bei dem Durchzug durch dieselben das muhamedanische und heidnische Bewusstsein des Bedürfnisses eines höheren Schutzes der Macht des Aberglaubens auf die mannigfaltigste Weise unterlegen, wovon ich jetzt ein Beispiel mit meinen eigenen Leuten erlebte. Als wir den Abhang von Endunguni hinabstiegen, fanden wir zwei Zauberstäbe an der Seite des Weges aufgepflanzt, die etwa 2 Fuß und schwarz gebrannt, und oben mit der Rinde eines Baumes umwunden waren. Als die Leute, die vorausgingen, sie sahen, blieben sie stehen, um zu warten, bis der Karawanenführer, der etwas zurückgeblieben war, sie weggenommen hätte, um sie mit sich auf den Weg durch die Wüste zu nehmen. Ich hieß meine Leute weitergehen, aber sie wollten nicht; so ging ich selbst voraus und an den Stäben vorbei, und hieß sie abermals nachfolgen; sie blieben aber auf derselben Stelle stehen. Ich ging nun hin, riss die Stäbe aus und warf sie soweit ich konnte; aber noch wollten die Leute nicht weitergehen, sondern schickten sich an, die Stäbe zu suchen.

Als ich dies bemerkte, kam ich ihnen zuvor und ging selbst, die Stäbe zu suchen, um sie zu zerbrechen. Als ich einen gefunden hatte, nahm ich mein Messer und schnitt oben die Rinde auf, die um ihn gewickelt war. Während ich das tat, brauchten die Muhamedaner alle Macht ihrer Argumente, um mich davon abzuhalten, indem sie sagten, die Stäbe seien für den Führer gerade das, was mein Buch (sie meinten die Bibel) für mich sei; sie seien die Arznei gegen den Löwen, der vor ihnen fliehen werde. Ich antwortete: Glaubet ihr wirklich, dass der Löwe vor diesen Stäben fliehen werde? Ist es nicht Gott allein, der uns bewahren kann? Wenn aber der Löwe kommt, so müsst ihre Eure Flinten brauchen, die sind die rechte Arznei für den Löwen. Was mein Buch betreffe, so enthalte das keine Zauberei, und könnte nicht vor äußeren Gefahren bewahren; ich habe es nur mitgenommen, um unterwegs darin zu lesen. Der Führer hieß uns nun weitergehen, während er, wie ich bald bemerkte, zurückblieb, um den noch übrig gebliebenen Stab zu suchen. Es schien, als wenn er auch nur einen hätte retten können, dies für seinen Zweck ausgereicht hätte. Ich war aber entschlossen, Leuten, die jetzt in meinen Diensten standen, auf keine Weise zu erlauben, von ihrem Uganga (Zauber) Gebrauch zu machen. Darum ging ich zurück und sagte ihm, ich werde es durchaus nicht dulden, dass er einen jener Zauberstäbe mitnehme, worauf er von seinem Suchen abließ und mir folgte. Jetzt musste aber Rat geschafft werden; sie saßen deswegen unter einen Baum nieder, und ich mit ihnen. Hier erfuhr ich nun, dass unser Führer alle seine vorherigen Reisen durch die Wüste vermittelt dieser Stäbe gemacht hatte, welcher Umstand demselben natürlich in den Augen der Muhamedaner sowohl, als der Heiden große Glaubwürdigkeit verschaffen musste. Diesmal durfte er sie aber nun nicht mit sich nehmen; was war jetzt zu tun? Sollten sie lieber zurückkehren, oder ungeachtet des Unglücks, das über ihren Götzen gekommen war, mit mir durch die Wüste wandern? Ich brachte sie bald zu einer Entscheidung, indem ich sie folgendermaßen anredete: Ihr habt es schon lange gewusst, dass wir alles Zauberwesen für eine große Sünde vor Gott halten; die seinen gerechten Zorn verdient, und dass wir keinen andern Schutz begehren, als den eines allmächtigen und lebendigen Gottes, der verheißen hat, alle diejenigen zu bewahren, die auf seinen Wegen wandeln und ihn um seine mächtige Hilfe anrufen. Sie hätten jetzt weiter nichts zu tun, als mir den Weg zu zeigen und ihre Lasten zu tragen, und wenn sie dazu den Mut nicht hätten, ohne ihr Uganga zu gebrauchen, so sei ich bereit, wieder mit ihnen umzukehren, und andere Leute zu mieten, die von vornherein die Bedingung einzugehen hätten, dass kein Uganga gebraucht werde.

Was mich selbst betreffe, so habe ich durchaus keine Furcht, in dem ich wisse, dass ich im Dienste Christi stehe, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben sei. Als sei das hörten, sagten sie, sie wollten den Weg mit Christo machen. Ich sagte: gut, aber ihr müsst ihn nicht für einen Mganga (Zauberer) halten. Er ist vielmehr gekommen, die Zauberei und alle Werke des Teufels zu zerstören, und die Menschen die Wahrheit zu lehren. Sie sagten: Jeder Mensch habe seine Weise (kulla muta una mambogs), worauf ich erwiderte: sie könnten jetzt das nicht auf sich anwenden; das Wort Gottes, das in meinem Buch geschrieben stehe, gehe sie ebenso an, wie mich, und sie hätten demselben, wenn es ihnen verkündet werde, ebenso zu folgen. In Beziehung auf die Furcht, die sie äußerten, dass ich auch in Teita die Zeichen der Zauberei zerstören werde, was ihr Leben in Gefahr setzen würde, sagte ich ihnen, sie sollten unterscheiden zwischen sich selbst und den Leuten von Teita; sie seien jetzt Leute, die in meinen Diensten stehen, und die schon viele Zeugnisse von Christo gehört hätten, während die Leute von Teita die Sündhaftigkeit der Zauberei noch nicht kenneten; ich würde es deswegen nicht zu meinem ersten Geschäft machen, ihr Uganga zu zerstören, sondern erst ihnen sagen, dass es Sünde sei und sie damit, wie mit ihren übrigen Sünden, den Zorn Gottes auf sich laden; dass jetzt die Zeit gekommen sei, in der Gott allen Menschen gebiete Buße zu tun, und an Jesus Christus zu glauben, den Gott gesendet habe, der Heiland aller Menschen zu werden, nicht nur der Europäer, sondern auch der Suaheli, der Wanika, der Wakamba, Wateita, ja auch der Galla und Wakuafi, welche, wenn sie das Evangelium hören und annehmen, nicht mehr die Leute wie die Tiere des Feldes hinschlachten würden.

Nun wollten sie mich auch davon abhalten, dass ich den Teita-Leuten von Christo sagte, indem sie meinten, dieselben werden nicht auf solche Worte hören, sondern sie zum Bösen wenden und feindlich gegen uns werden. Dies sagten sie offenbar aus einem Gefühl davon, dass wer Arges tue, das Licht hasse. Joh. 3, 20. Ich erwiderte ihnen: Ich muss notwendigerweise dem Teita-Volke Christum verkündigen, wie auch allen andern Völkern, die ich mit meiner Botschaft erreichen kann; weil, wenn ich es ließe, am großen Gerichtstag Gottes, Gott ihr Blut von mir fordern würde. Ob sie hören und glauben oder nicht, werden sie selbst zu verantworten haben, ich aber habe nur die große Botschaft des Herrn Himmels und der Erden denen zu überbringen, zu denen ich gesandt bin. Auch müsst ihr nicht glauben, dass ich für einen andern Zweck gekommen bin; denn euer Land zu sehen ist etwas

geringeres für mich, und ich will es nur sehen, um zu wissen, wo noch Leute sind, die noch nichts von Christo wissen, damit wir zu ihnen kommen und ihnen diese große Botschaft verkünden können.

Sie ließen nun ab, fernere Einwendungen zu machen und gaben sich zufrieden mit der Versicherung, dass ich in Teita keine Uganga zerstören wollte.

Wir brachen nun auf, stiegen vollends den Abhang hinunter, und traten eben damit in die Wüste ein, die zuerst ein wenig Gebüsch zeigte, bis wir nach einer halben Stunde zu einer frischen Wasserquelle kamen, die Muniumi hieß. Von da an, wand sich unser schmaler Fußpfad für eine kleine Strecke durch ein ziemliches Dickicht hindurch, in welchem die Euphorbia (Pflanze – Wolfsmilch) vielfältig zu sehen war. Im Ganzen ist aber die Vegetation dieser Wüste sehr einfach, und besteht hauptsächlich aus Akazien mit vielen dornartigen krüppelhaften Bäumen, von denen eine gewisse Gattung ein Gummi liefert, das von den Suaheli Handscha genannt und nach Vermischung mit andern aromatischen Substanzen als Wohlgeruch benützt wird, während es die Leute von Barawa zur Linderung des Zahnwehs gebrauchen sollen. Bäume von anderer Gattung sind selten. Es ist merkwürdig, wie sich die Vegetation in dieser Wüste gerade in einem solchen Maße vorfindet, dass sie ebenso sehr gegen allzu große Hitze als gegen viele ungesunde Dünste geschützt ist. Der Umstand, dass sie, wo auch kein Weg gemacht ist, doch überall leicht zu passieren ist, und sich doch noch Gebüsch genügend vorfindet, in dem sich der Feind verstecken kann, hat die Karawanenstraße sehr unsicher gemacht. Der Boden schien mir an vielen Stellen so günstig zu sein, für die Kultur, dass diese schöne Landstrecke, wenn nicht so viele feindliche Überfälle zu befürchten gewesen wären, wohl schwerlich eine Wüste geblieben wäre.

Unter dem Wild, das sehr zahlreich ist, finden sich besonders Gazellen, Antilopen und Giraffen. Eine andere Tierart, die uns sehr oft begegnete, welche die Eingeborenen Baschi nannten, kannte ich nicht. Die Jungen gleichen sehr den Schweinen (weshalb die Muhamedaner sie nicht essen), während die Alten mehr die Gestalt eines Esels hatten und von grauer Farbe waren. Elefanten und Nashörner begegneten uns keine, in dem die Gegend durch die wir kamen, nicht genug Wasser für sie darbietet; indessen sahen wir häufig die Fußstapfen und Exkreme der ersteren, die noch von der Regenzeit herrühren mussten. Eines Morgens hörten wir nicht weit ab vom Wege zwischen den Büschen hervor ein gewisses Brummen, von

dem meine Leute sagten, es sei das Brummen eines Löwen, der, wie es schien, sein Frühstück hielt und wo also keine Gefahr zu befürchten war. Da wir ganz in der Nähe einen großen Geier auf einem Baum sitzen sahen, so vermuteten meine Leute, der Löwe möchte irgendwo in der Nähe etwas von seiner Beute liegen gelassen haben; sie legten deswegen ihre Lasten nieder und gingen umher um zu suchen, fanden aber nichts. Hier wurde es mir klar, dass eigentlich von Löwen in dieser Wüste wenig zu fürchten sei, da sie nie hungrig werden, indem sie Wild genug um sich haben.

Von Muniumi kamen wir am späten Abend des 16. Oktober nach Kurundu, wo einzelne Felsblöcke teils auf dem Boden umherlagen, teils aus demselben etwas hervorragten, und in denen sich Wasser fand. Von Kurundu, das etwa 3 Stunden von Muniumi entfernt war, gingen wir noch eine kleine Strecke weiter und übernachteten etwas abseits vom Wege in einem Gebüsch. Von da kamen wir am andern Tag nach Ja Endora, etwa eine Stunde von Kurundu entfernt. Hier in Ja Endora fanden wir einen prächtigen Brunnentrog in einem großen Felsen, der wie von Menschenhand in denselben eingehauen war, und etwa 18 Fuß Länge, 8 Fuß Breite und 4 bis 6 Fuß Tiefe hatte. Das Wasser darin war frisch und erquickte mich sehr. Von hier kamen wir etwa nach 3 Stunden nach Mundoge, wo sich wieder Wasser im Felsen fand, aber in kleineren Aushöhlungen. Von da an gingen wir noch einige Stunden weiter bis Sonnenuntergang, als sich meine Leute wieder ein geeignetes Plätzchen zum Nachtlager aussahen, das immer einigermaßen von Gebüsch umgeben sein musste. Es war Sonntagabend. Einige meiner Leute nannten den Namen Christi. Dies gab mir Gelegenheit, ihnen noch ein Zeugnis von ihm abzulegen. Ich erzählte ihnen seine Wunder und sprach besonders von einem Versöhnungstod. Er sei gestorben um unsere Sünden zu bezahlen, die meinigen und die ihrigen. Am dritten Tage sei er wieder auferstanden, darum sei es heute in meiner Heimat Sonntag. Wer nun an Christum glaube, bekomme Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Sie müssten neue Herzen bekommen, dann werde alles recht werden; auch ihr Land werde neu werden. Unsere Väter und ihr Land seien gewesen, wie sie und ihr Land – Sumpf und Wildnis, aber seit sie an Christum glauben geworden seien, sei auch ihr Land in einen Garten Gottes verwandelt worden. Sie fragten mich, wer hat denn euch von Christo gesagt? Ich erwiderte: Leute, die aus andern Ländern zu uns kamen, wie jetzt wir zu euch; sie haben ihnen das Buch Gottes gebracht, und unsere Väter haben es angenommen, und von da an ist alles anders geworden. Diese Nachricht macht immer einen Eindruck auf sie. Schon am Anfang dieses Gesprächs,

hatte der Führer unserer kleinen Karawane gesagt, sie hätten jetzt jene Zauberstäbe aufgegeben und möchten nun mein Buch kennen lernen. Wenn sie die Bibel kennen lernen, erwiderte ich, werden sie von selbst einsehen, was von ihren Zaubereien zu halten sei.

Am andern Morgen, den 18. passierten wir frühe Weru wa Msinda, wo das Wasser sich nicht in Felsen, sondern in einem sumpftartigen Teich befand, und wo wir deswegen viele Fußtritte der Elefanten sahen. Weru wa Msinda ist etwa 4 Stunden von Mundege entfernt. Um Mittag erreichten wir nach einem Marsch von 3 bis 4 Stunden Kadimu, das schon ein Vorspiel der Berge von Teita ist, indem ungeheure Felsmassen mehrere 100 Fuß übereinander getürmt und fast von aller Vegetation entblößt sind. Hier war es insbesondere, wo die Galla und Wakuafi den Karawanen auflauernten und sie plötzlich überfielen, was umso leichter möglich war, als die Durchgänge durch diese Felsenreihe ziemlich eng sind. Am Abend kamen wir in der Nähe von Lukinga und Makassi, von welchen Namen der erstere eine Hügelgruppe bezeichnet, die schon zu 5 bis 600 Fuß bedeckt ist; der letztere nur eine große etwa 200 Fuß hohe Felsmasse. Es zeigt sich somit, dass die felsenhaften Anhöhen, die die Wüste von Nord nach Süd in einer Entfernung von 4 bis 5 Stunden voneinander durchziehen, ebenso viele Gebirgsansätze sind, die dann in den Bergen und Gebirgszügen von Teita eine Höhe von 4 bis 5.000 Fuß erreichen. Nachdem wir bei Lukinga das letzte Mal in der Wüste unser Nachtlager gehabt hatten, erreichten wir am andern Morgen (den 19. Oktober) denjenigen Teil von Teita, der Kadiaro genannt wird. Dies ist eine einzelstehende Bergmasse, die sich etwa 1 ½ Stunden von Süd nach Nord ausdehnt, und etwa in der Mitte die höchste Spitze erreicht, die aus einer ungeheuren Felsmasse besteht und größtenteils völlig senkrecht aufsteigt. Als wir etwa eine Stunde Wegs den Berg hinan zurückgelegt hatten, wobei es einige Mal geschah, dass wir wieder abwärts steigen mussten, erreichten wir das Dorf Maquasini, das etwa 50 Hütten enthält, die zwischen ungeheuren, aus dem Berg hervorstehenden Felsen und zerstreut herumliegenden Steinen gebaut sind. Auf einem solchen Felsen war es, dass ich einen der Ältesten des Dorfes mit seiner großen Familie, als sie erste Versammlung von Teita-Leuten begrüßte. Der ruhige und mehr ernste Charakter dieses Bergvölkchens ließ es ihnen nicht zu, viel Wesens bei dem Empfang des ersten Europäers, den sie in ihrer Mitte sahen, zu machen, wie dies bei den Wanika der Fall ist, die immer, wenn man das erste Mal in eines ihrer Dörfer kommt, einen Tanz und Gesang zu Ehren des Fremdlings anstellten. Hier war



nichts von all diesem zu sehen. Hingegen fragten sie mich sogleich, ob ich gekommen sei, um eine Festung auf ihrem Berge zu bauen, welche Frage jedoch, wie es mir schien, mehr von meinen eigenen Leuten ihnen eingeflüstert worden war. Ich antwortete, ich sei allerdings gekommen, um ihnen eine Festung zu bauen, aber eine solche, in der sie dem Zorn Gottes entfliehen könnten; ich sei gekommen, ihnen Christum zu verkündigen, der alle Menschen von der Sünde Gewalt und dem Zorn Gottes erlöst habe, und unser Heiland geworden sei. Bald nachher legten sie mir dieselbe Frage noch einmal vor, als ich ihnen auf die folgende Weise antwortete: Warum wollt ihr denn, dass ich euch eine Festung auf eurem Berge baue, da ja doch euer Berg selbst die beste Festung ist, die euch Gott selbst gemacht hat? Von da an ließen sie mich in Ruhe mit allen derartigen Fragen, und ich fand nun die ganz Zeit über, die ich bei ihnen war, reiche Gelegenheit, ihnen das Evangelium von Jesu Christo, dem Sohn Gottes zu verkündigen.

Einmal fragte mich ein junger Mann, ob es Christo nicht angenehm wäre, wenn sie ihm eine Ziege schlachteten? Worauf ich ihm zur Antwort gab: Nein, Christus verlangt keine Ziege; alle Ziegen, Schafe und Kühe sind zum Voraus sein; er verlangt dein Herz, um dasselbe zu seiner Verherrlichung neu zu schaffen. Ein anderer fragte mich, ob ich ihm aus meinem Buche nicht sagen könne, wann sie Regen bekommen werden? Ich sagte ihm: Nein; mein Buch enthält keine irdischen, sondern geistliche Dinge. Doch sagt es uns auch, dass unsere Sünden oft die Ursache sind, warum Gotte Regen und andere irdische Segnungen uns vorenthält; dass wir daher, wenn wir Buße tun und seinem Willen gemäß leben, oft auch seiner irdischen Segnungen teilhaftig werden. Wird sollten aber mehr nach geistlichen Segnungen trachten, dass unsere Herzen erneuert und himmlischer Dinge teilhaftig würden, da wir ja alles Irdische bald verlassen müssten, wo wir dann unvergänglicher Güter bedürfen. Auf diese und andere Weise suchte ich den Samen des göttlichen Wortes in ihre Herzen zu streuen, und die Art und Weise, wie sie alles anhörten, ließ mich glauben, dass ich nicht ganz vergeblich gearbeitet hatte.

In Maquasini sah ich auch 2 Männer von dem Pare-Stamm, der zwei Tagereisen südwestlich von Teita liegt. Sie waren in Häute gekleidet, und hatten ganz regelmäßige Tabakspfeifen, die sie selbst verfertigten. Die Köpfe bestanden aus Ton, und die Röhren aus einer Bambusart, und waren mit Messing verziert. Von einem derselben sammelte ich eine Anzahl Wörter, die mir zeigten, dass auch ihre Sprache,

wie die der Teita-Leute, zu der Suaheli-Familie gehörte, nur dass sie aus Mangel an Verkehr nicht so viel Kinika verstehen, wie die Teita-Leute. Ich gab einem derselben ein Stück Tuch zu einem Kleid, worüber er sich außerordentlich freute und sagte: Lasst uns nach Pare gehen.

Von den Teita-Leuten erfuhr ich, dass ihre Voreltern 30 Tagereisen weit von Norden gekommen seien. Damit stimmt die Bauart ihrer Hütten ganz überein, indem sie nach abessinischer Weise meistens eine runde, hier und da auch eine ovale Form haben, und die Dächer nicht wie die der Wanika auf den Boden herunter reichen, sondern 4 Fuß über der Erde aufhören. Die Kleidung der Männer ist sehr einfach, indem sie nur ein Stück Tuch um sich herumwerfen, und ihre Arme und Ohren mehr oder weniger mit Messingdraht behängen. Das weibliche Geschlecht aber ist durch seinen sonderbaren Schmuck ganz verunstaltet, indem sie ganze Lasten von Perlen, Glasperlen (welche die Katholiken zu ihren Rosenkränzen brauchen) um ihren Hals herumlegen, und ihre Füße damit umwinden. Außerdem tragen sie zwei Schürzen von Leder, einen vorne und einen hinten, die sie mit Zierrat von Glasperlen um ihre Lenden gürten, und auch die Ränder derselben damit besetzen. Seltener geschieht es, und hauptsächlich um der Kälte Willen, wenn sie auch ihren Oberleib (und Brüste, die sie entblößt lassen) noch ein Stück Tuch werfen. An ihren Armen tragen sie auch, wie die Männer und fast noch mehr als diese, Messingdraht, welcher der Schmuck aller Völker in diesen Gegenden ist. Ihre Nahrung muss im Ganzen eine kümmerliche genannt werden, da der Abhang des Berges, an dem sie wohnen, nur wenig geeignetes Land zum Anbau bietet. Es macht in der Tat einen sonderbaren Eindruck, wenn man hart um ihre Häuser herum und an den Fußpfaden hin das kleinste Plätzchen, das zwischen den Steinen hervorblickt, mit einem Bohnen- oder Welschkornbusch, oder mit einer Kassada besetzt sieht. Auch die Psiangbäume [Bananen] pflanzen sie ebenso zwischen die Steine hinein, während sie am Fuß des Berges, soweit sie nicht von wilden Tieren und andern Feinden verhindert sind, hauptsächlich indisches Korn pflanzen. Das Zuckerrohr wächst hier in großer Menge und ist von vortrefflicher Qualität. Aus denselben bereiten sie sich ein Lieblingsgetränk. Aus Ziegen, Schafen und Kühen scheinen andere Dörfer des Berges, die dafür eine günstige Lage haben, eine größere Menge zu besitzen, als Maquasini, das nur wenig Weideland darbietet, und in dem ich nicht einen Tropfen Milch bekommen konnte, obschon ich in kleiner Entfernung eine ziemliche Herde Ziegen auf der Weide gehen sah, und es auch an Kühen nicht gänzlich fehlte.

Am zweiten Tage hatte ich mir vorgenommen die Spitze des Berges zu besteigen, dessen Höhe etwa noch zweimal so hoch sein mag, als das Dorf gelegen ist, sodass für dasselbe die Sonne 2 volle Stunden früher untergeht, als dies drunten auf der Ebene der Fall ist, was einen prächtigen Anblick darbietet. Ein doppeltes Interesse war es, das mich zu dem Wunsche bestimmte, die Spitze des Berges zu besteigen; einmal darum weil es hieß, es befinde sich ein kleiner See da droben, und dann vor allem um die Gestalt des Landes im Westen des Berges zu überschauen, denn in dem Dorfe selbst konnte ich nichts weiter sehen, als die Wüste, durch die ich gekommen war. Einer der vornehmsten Ältesten des Dorfes, der uns eine seiner Hütten zur Wohnung eingeräumt hatte, hatte mir schon seine Zustimmung zu meinem Wunsche gegeben, aber der republikanischen Verfassung dieser Leute gemäß musste die Angelegenheit auch dem Rat der Jungen zur Entscheidung übergeben werden, und diese schienen immer noch zu fürchten, dass ich, obschon ich nur allein war, ihren Berg auf irgendeine Weise für mich zu erobern, oder auszukundschaften wünsche. Kurz, sie wollten es nicht haben, dass ich ihren Berg besteige, indem sie vorgaben, dass das nicht möglich wäre mit meinen Schuhen an den Füßen, mit denen ich leicht herunterfallen könnte. Ich sagte ihnen: dafür sollten sie mich sorgen lassen, ich möchte es einmal probieren; wenn ich sehen werde, dass ich nicht hinaufsteigen könne, so werde ich wieder zurückkehren. Aber dies war natürlich der Grund nicht, warum sie mich nicht hinaufließen. Ich muss gestehen, dass mir dieses Verhalten der Leute bei dem Bewusstsein, dass ich gekommen sei, um ihre eigene zeitliche und ewige Wohltat zu fördern, für einige Augenblicke fast Tränen auspresste. Sie erlaubten mir indessen, eine niedrigere Höhe des Berges zu besteigen, von der ich eine ziemlich weite Aussicht wenigstens nach Nordwesten hatte, und das ganze Teita-Land überschauen konnte. Dasselbe bildet ein Dreieck, dessen südliche Spitze durch den schon beschriebenen Kadiaro gebildet ist. Die nördliche und nordwestliche Spitze stellt sich dar in den Gebirgszügen Endara und Bura, die sich beide in einer Richtung von Südwest nach Nordost erstrecken, in einer Länge, die etwa 3 Tagereisen betragen soll. Endara, der im Osten von Bura liegt, ist eine Tagreise (etwa 10 Stunden) und Bura zwei Tagereisen von Kadiaro entfernt. Der Rücken dieser beiden Gebirgszüge scheint sehr schmal zu sein, und in derselben Höhe von 4-5.000 Fuß auf eine weite Strecke hin zu verlaufen, ohne viel über denselben hervorragenden Gipfel darzubieten.

Mit dem Teita-Lande hatte ich eigentlich eine zweite Terrasse an dem Hochland von Afrika zu ersteigen gehofft, stattdessen zog sich aber dieselbe Ebene, auf die man durch das Randgebirge, das sich der Küste entlang zieht und von den Wanika-Stämmen bewohnt wird, heraufsteigt, zwischen dem Kadiaro und den zwei nördlichen Gebirgszügen von Teita hindurch, so dass man nach den Berichten der Eingeborenen, bis weit ins Innere hinein wieder auf derselben Ebene fortzugehen hat, die sich im Osten der Teita-Berge ausdehnt. In der Tat scheinen alle Berge, von denen die Eingeborenen berichten, nur vereinzelt zu sein; nirgends steigen sie durch eine zweite Terrasse auf ein weiteres Hochland hinauf, woraus sich ergeben würde, dass man entweder sonderbarerweise sich hier schon auf Hochafrika befände, oder dass eine zweite Terrasse noch weiter im Westen läge, als die Handelskarawanen von dieser Küste aus gehen, obwohl dieselben bis über die Mitte von diesem Teil von Afrika hinreichen.

Was die Bevölkerung von Teita betrifft, so sollen auf dem Kadiaro, dem südlichen Teile des Teita-Landes, nur 8 Dörfer sein, die, nach dem Dorfe von Maquasini zu schätzen auf eine Bevölkerung von etwa 2.000 Seelen schließen lassen. Der Berg Bura (der auch Kilima Kibomu, großer Berg heißt), soll 500, der Endaro 100 Dörfer enthalten, welche Nachricht, wenn sie nicht übertrieben ist, eine Seelenzahl von etwa 152.000 für das ganze Teita-Land vermuten ließe.

Was eine Mission unter diesem Volke anbelangt, so können wir jetzt nur besagen, dass sie möglich und sehr wünschenswert ist. Wann sie ausgeführt werden wird, wissen wir nicht. Die Türen sind aber aufgetan. Möge die Zeit bald kommen, wo die Friedensboten von Ost und West ihre Stimme ertönen lassen, bis sie in der Mitte zusammentreffen.

Am Morgen des dritten Tages, den ich in Teita war (22. Oktober) trat ich den Rückweg durch die Wüste wieder an. Das Zutrauen der Leute zu mir hatte sich so vermehrt, dass ich gute Zuversicht habe, dass, wenn ich noch einige Tage länger unter ihnen hätte verweilen können, sie mir erlaubt hätten, ihren so interessanten Berg zu besteigen. Da ich aber wusste, dass mein teurer Mitarbeiter, Dr. Krapf, sehnlichst auf meine Rückkunft wartete, so machte ich mich auf den kürzesten Weg wieder nach Hause. Wir passierten wieder dieselben Stationen durch die Wüste, wie auf dem Hinwege und erreichten nach einem tüchtigen Marsch von 3 Tagen (wobei ich mehrmals in den Strümpfen ging, da mich meine Schuhe zu sehr plagten) am

Morgen des 25. Oktober gesund und wohlbehalten unsere Missionsstation Rabbai Mpia. Die Hitze der Sonne, obwohl sie täglich senkrecht über unserem Haupte hinwegging, konnte ich gut ertragen und hatte überhaupt keine andere Plage, als die mir meine Schuhe bereiteten, weswegen ich mehrmals versucht war, die Eingeborenen glücklich zu preisen, die barfuß gehen, und wenn ihnen das auf einem langen Wege zu beschwerlich wird, oder die Dornen sie dazu nötigen, ganz einfache, Sandalen zu tragen, die sich jeder aus einem kleinen Stück Leder selbst verfertigt. Ihre Lasten hängen sie bei einer Reise über den Kopf, statt, wie wir, über die Achseln. Ist die Last schwer, so sind sie genötigt, sich ziemlich vorwärts zu bücken, um die Last so viel als möglich auf dem Rücken ruhen zu lassen, wobei sie dann eine Figur machen, gerade wie die der massenhafte Erdteil von Afrika selbst, dessen Kinder sie sind, und in der genauen Übereinstimmung mit seiner schmerzvollen Geschichte einen großen, ungeheuren, von seiner Last niedergebeugten Sklaven darstellt, der nach Amerika sieht.